

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

8. Abschnitt. Letzte Schulzeit - Erste Weltfahrt (1874-1877)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

8. Abschnitt

Letzte Schulzeit — Erste Weltfahrt (1874—1877)

In der Herbstfreizeit 1874 verfaßte ich ein erzählendes Gedicht im neuen Nibelungenvers: „Das Ottenlied“, dessen Held Kaiser Otto I., der Ungarstieger auf dem Lechfelde, war. Die letzten der neun Gesänge, die stark nach dem Vorbilde von Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart“ gedreht waren, wurden zu Thun in der Schweiz niedergeschrieben; dort hin waren die Eltern mit der ganzen Sippe zur Sommerfrische gefahren.

Unserm Fremdenheime gegenüber lag das hübsch im Schweizer Stil erbaute, mit Sprüchen Scheffels gezierte Landhaus des österreichischen Hauptmanns a. D. Klose, der winters in Karlsruhe lebte und seit alters her mit meiner Familie bekannt, vor allem aber mit Scheffel innig befreundet war. Wir verkehrten fast täglich dort. Friedrich Klose, der Sohn des Hauses, der nachmalige gefeierte Tonsetzer, damals noch ein kleiner Junge, spielte nach Knabenart im Garten umher. Mit Herrn Klose und dessen Schwager, Major Karl Friedrich Sachs, einem der wurzelhaftesten Altkarlsruher Eigenmenschen, erstieg ich den pyramidenhaft am Thuner See aufragenden Berg Niesen, wo ich nach oben verbrachter Nacht zum erstenmal einen hinreißend großartigen Alpensonnenaufgang genoss.

Zu meiner hellen Freude hieß es eines Tages im Kloseschen Hause: morgen kommt Scheffel und bleibt einige Zeit zu Gaste! Wer konnte dem Schicksal dankbarer, wer glücklicher sein als ich? Öffnete sich mir doch auf ungezwungene Weise die beglückende Aussicht, mit dem gefeierten Dichter des „Trompeter von Säckingen“ in ländlicher Ungestörtheit verkehren zu können. Beim sommerlichen Umgang auf dem Lande treten die Menschen sich rascher nahe, als im Bann einer Stadt. Kurz nach Weihnachten 1873 hatte ich Scheffel bereits flüchtig kennen gelernt; mein Vater, ihm von Schulzeiten her bekannt (beide waren 1826 geboren), mußte damals in einer geschäftlichen Angelegenheit — es handelte sich um die lateinischen Distichen, die Scheffel für das von meinem Großvater gestiftete Bierordt-

Bad verfaßt hatte — zu ihm und nahm mich mit. Ich entsinne mich wohl, wie ich Scheffel erstmals anstarrte und vor dem Abschiednehmen sorgfältig die Handschuhe abstreifte, um ja mit nackter Hand seine Rechte fühlen zu können; so hohe Ehrfurcht hegte ich vor dem Dichtertum.

Scheffel kam nach Thun und ergögte uns oft durch seine trockenen, launigen Einfälle; um seine Lippen spielte es von Schalkheit, und über seinen Augenbrauen zuckte es fast ununterbrochen wie Wetterleuchten. Das Auf- und Niederziehen der Augenbrauen war überhaupt ein präghaftes Merkmal an ihm. Wir unternahmen Ausflüge miteinander, gemeinsame Gondelfahrten über den See nach Oberhofen, ländliche Gänge nach Steffisburg und an die Kohlerenfälle. Meine Mutter sprach ihm von meinen dichterischen Versuchen, und er war gütig genug, mir die Vorlesung des „Ottenliedes“ zu gestatten. An heißem Spätsommernachmittage saßen wir in kählem, von brauner, holzgetäfelter Decke beschattetem Gemache des Hauses Klose allein beisammen, und ich las ihm, feierlich gestimmt, meine Dichtung vor. Sein Urteil fiel allzu günstig aus. In seiner breiten alsmannisch gefärbten Sprechweise meinte er: „Das ischt eine brave Arbeit! Lassen Sie dieselbe ruhig drucken. Wenn Sie auch die Welt nicht damit erobern werden, so führen Sie sich immerhin auf eine reschpektable Weise damit ein.“ Glücklicherweise widerstand ich der Versuchung, auf die allzu freundliche Begutachtung eines Meisters der Dichtung mich mit dem recht unreifen Werklein in die Welt hinaus zu wagen; nach einiger Zeit genügte die Arbeit mir selbst in keiner Weise mehr. Später, als Hochschüler, habe ich die Dichtung völlig umgeschaffen, sie jedoch niemals veröffentlicht.

Junge angehende Dichter sollten niemals einer sogenannten „Autorität“ allein sich im Urteil unterstellen; der größte Dichter ist in Sachen des Geschmacks allein nicht zuständig, ist auch ein Mensch, von Augenblicken und Stimmungen abhängig; Goethe hat bekanntlich viel Mittelgut gepriesen, dagegen einen Hölderlin nicht entfernt in seinem vollen Wert erkannt — Kleists und Uhlands erst recht zu geschweigen. Unbedingte Maßgeber gibt es nicht; was ein feinfühligere Begutachter verwirft, wird ein anderer, nicht minder feinfühligere, in den Himmel heben. Darum muß jeder an die eigene Brust pochen und seinem Schutzgeiste folgen, ohne viel Umfrage zu halten; denn alle sind wir irrende Menschen; besser, es übertritt sich einer zehnmal den Fuß, als daß er ewig seinen Arm in den eines andern hängt ...

Scheffel tat gerne den zuweilen wahr werdenden Ausspruch: „Was wirklich gut ist, wird sich am Ende doch durchringen!“ Er erzählte behaglich im

Familienkreis, er habe auf seinen „Trompeter“ die geringsten, auf seinen „Eckehard“ die höchsten Erwartungen gesetzt; das Umgekehrte sei jedoch eingetroffen. Damals, 1874, hatte der letztgenannte Roman noch lange nicht die ins Ungeheuerliche geschwollenen Auflagen erlebt. Ferner berichtete Scheffel gelegentlich, er habe den „Trompeter“ sogleich nach dem Erscheinen aus Verehrung an Uhland gesendet, ohne jemals eines Dankes von dem schwäbischen Dichter gewürdigt zu werden. Uhland sei damals schon „viel zu groß gewesen, als daß er auf derartige Zusendungen geantwortet habe“. In Wirklichkeit ist es erstaunlich, daß Uhland für die Trompetergabe Scheffel niemals persönlich gedankt hat, denn er pflegte sonst, wie seine Gesammelten Briefe beweisen, auf die Sendungen der unbedeutendsten Dichteranfänger freundlich zu antworten. Später erzählte Uhlands Witwe bei einem Besuche Scheffels in Tübingen, daß ihr seliger Gatte mit Vergnügen den „Trompeter“ gelesen habe ... Nun, der Grund einer mir überaus wertvollen, bis zu Scheffels Tode (1886) sich unausgesetzt fortspinnenden Beziehung war in Thun 1874 gelegt worden ...

Nach Karlsruhe heimgekehrt, richtete ich mich nestgemäß im Vaterhaus ein. Die fürsorglichen Eltern hatten dem Sohn ein neues, still nach dem Hofe gelegenes Zimmer anbauen lassen, damit er ungestört seinen Arbeiten nachhängen könne.

Ich trat in die Prima des Gymnasiums ein, dessen Neubau am Saume des Hardtwalds in jenen Tagen durch eine herrliche Festrede des Ministers Jolly eingeweiht wurde. Die alten Kerle in der Prima erlaubten sich noch recht törichte Schuljungenstreiche gegen ihre Lehrer. Selbst Wendt, dem gewaltigen Schulherrschers, wurde heimlich Ritzelpulver auf die Hände gestreut, wenn er sich, nach seiner Lieblingsgewohnheit, auf die Arme gestützt zwischen den Bänken hin und her wiegte, und des geheimen Jubels über das lästige Jucken und Handreiben des Schulgebieters war kein Ende.

In der Zeit der „Eri:Eris“ spielten auch diese Ohrenmartern in der Klasse eine Rolle. Die Eri:Eris, eine Pariser Einfuhr, waren winzige, für zehn Pfennig erstehbare, zwischen Daumen und Zeigefinger drückbare Tonwerkzeugchen mit stark gesteigertem Grillenlaut; alle Straßen waren erfüllt von dem markdurchschrillenden Gezirpe. Der Lehrer des Französischen, Achilles Fischer, war leichtgläubig genug, sich vorgaukeln zu lassen, es sei „ein Vögelchen in die Schulstube geflogen“! Lehrer und Schüler begaben sich auf die blinde Jagd, während bald hier, bald dort einer den schrillen Ton des Eri:Eri tönen ließ, bis endlich jemand das erlösende Wort rief: „Eben ist der Vogel zum Fenster hinaus!“ worauf Ruhe wiederkehrte und

der vogeljagderschöpfte Lehrmeister sich befriedigt auf seinem Hochsitz niederließ, ohne die leiseste Ahnung von seiner großartigen Verhöhnung zu hegen.

Meiner alten Richard-Wagner-Schwärmerei gefellte sich mittlerweile die außerordentliche Verehrung für Freiligrath. Kaum ein zweiter Dichter hat je solchen Reiz und Zauber auf mich ausgeübt. Meine dichterischen Ergüsse jener Frühzeit standen unter seinem unmittelbaren Einfluß, wie schon einige Überschriften: „Der Kolone“, „Kulturpionier“, „Labrador“ bezeugen mögen. Schon in Wertheim hatte ich manches Mal vom Wartberg ins Tal hinunter Freiligraths „Rebo“ mit lauter Stimme schmettern lassen. Damals kannte ich nur das wenige von ihm, was in Schullesebüchern stand; inzwischen war ich in den Besitz seiner Gesammelten Gedichte gekommen, und des Vortragens war kein Ende. Jahre dauerte es, bis ich mich von Freiligrath geistig löste, und manche Beurteiler meiner eigenen Sachen, selbst Verfasser von Geschichten deutschen Schrifttums, haben Vergleiche zwischen Freiligraths und meinen Dichtungen angestellt.

Im Herbst 1875 war ich in Eßlingen zu Gast und besuchte Cannstatt; voll Andacht schritt ich der Neckarbrücke gegenüber am Hause „Zum alten Hasen“, wo Freiligrath wohnte, auf und nieder, in der vergeblichen Hoffnung, einen Blick des Tiefverehrten zu erhaschen. Schon hatte ich den Fuß auf die Treppe gesetzt — doch Bescheidenheit und Schen hielten mich ab, zu ihm emporzusteigen. Wie oft habe ich später, als ich jahrelang der innige Freund und Wohngast von Freiligraths Witwe geworden war, diese über große Zurückhaltung bereut! Wie oft sagte die unvergeßliche, geistvolle Frau Ida: „Wären Sie doch damals zu uns gekommen! Mein Mann fühlte jedem Besucher alsbald ab, ob wahrer Herzensdrang oder gewöhnliche Neugier ihn zu ihm treibe; o wären doch Sie gekommen statt so manches zudringlichen Unwürdigen!“ Aber alles hat seine Zeit, und so hat eine persönliche Begegnung nicht sein sollen. Ein halbes Jahr darauf, März 1876, starb der Bewunderte, und ich konnte nur noch seine Ruhestätte besuchen, um Kränze darauf zu legen oder purpurne Rosen auf den weiß verschneiten Grabhügel zu streuen ...

Ofters verkehrte ich mit Malern der Kunstschule, machte in der Tracht der Mongezeit einen glänzenden Künstlerball im Museum mit, für den Scheffel ein hübsches Festgedicht verfaßt hatte. Im Mai 1875 ward unter Führung des großen Meisters und Bildersammlungsleiters Lessing ein Künstlerausflug auf den Durlacher Turmberg und in den Ritnerwald gemacht, wobei sich die schöngestaltigen, rechenhaft gewachsenen Söhne des

Friedrich

norwegischen Wassermalers Gude auszeichneten und in Gaultlertracht allerlei gliederverrenkende Vorführungen zum besten gaben. Im Walde spielte laubversteckt ein kleines, in grasgrüne Laubfroschkleidung gehülltes Orchester, und nach einem mächtigen, baumbefestigten Reichsadler — ähnlich wie bei Thüringer Vogelschießen — wurde mit Holzflugeln geworfen. Stürzten Flügel oder Krallen des Wappentieres herab, erhob sich walddurchschallender Jubel des Künstlervölkchens.

Außerhäuslichen Vergnügungen nachzujagen, hatte ich wenig Ursache, da meine gute Mutter durch gesellige Veranstaltungen daheim unablässig bestrebt war, mir das Leben zu versüßen, in Wirklichkeit aber zu versalzen. Große Hausbälle wie kleine Tanzereien wurden ins Werk gesetzt; da ich die Einsamkeit vorzog, galt ich als mädchenfeindlicher Leimsieder und Ofenhocker. Einmal war ich dermaßen entrüstet darüber, schon wieder das Tanzbein schwingen zu müssen, daß ich rücksichtslos mich aus dem Staube machte, Gäste Gäste sein ließ, mich ins Bett legte und auf kein Pochen das Zimmer öffnete, unter fernen Klängen verhallender Tanzmusik in Träume hinüberschlummernd.

Beim Anlaß eines Tanzfestes hatte die versgewandte Karlsruher Schriftstellerin Frau Alberta von Freyendorf, damals als jugendstrahlende Gattin des badischen Ministers Rudolf von Freyendorf auf glänzender Lebenshöhe stehend, einen berühmten Gast bei uns eingeführt: den Professor Brehm aus Wien, den weltbekannten Verfasser des „Tierlebens“, der natürlich auch für mich, den Sohn des Hauses, freundliche Worte hatte. Brehm hielt — es war in den ersten Wochen von 1876 — eine Folge von sechs Vorlesungen zu Karlsruhe, die an farbenblendender, sinnhaft anschaulicher Schilderung ihresgleichen suchen mochten. Im Saale der „Vier Jahreszeiten“, damals dem beliebtesten Raum für Vorträge, sprach er über die „Vogelberge im hohen Norden“; an seinen Lippen hängend, erlebte man den Aufgang der Mitternachtssonne mit; er gab mir die Anregung zu meiner Reise ans Nordkap, lange bevor diese Fahrten durch Kaiser Wilhelms II. norwegische Sommerausflüge bei den Deutschen überbeliebt worden waren. Auch in Pracht und Glut der Wüste verstand Brehm wundersam zu verzaubern; man sah leibhaftig die Rebekka gleichenden Mädchen, den Krug auf den Schultern, über lechzenden Wüstenand zum Brunnen schreiten, indes draußen der nordische Winter mit prickelnden Schneewehen an die reifkristallinen Fensterscheiben rieselte ...

Ungefähr gleichzeitig mit Brehm weilte Rubinstein in der Stadt und gab im Museumsaal einen Musikabend. Er saß, von dichter Löwenmähne

Wolfgang
F!

umwallt, wie ein Weltbeherrscher am Flügel. Unvergeßlich ist mir, wie er sich niederließ, beide Hände, eine Zeitlang schwebend emporgehalten, hoch über seinen Kopf in die Höhe hob — jetzt atemlose Spannung bei der Hörermenge — und sie dann mit wuchtender Fellschwere, wie zwei Panther auf den Rücken von Antilopen, auf die zitternden Tassen niederfausen ließ.

Ab und zu besuchte ich in jenen Zeiten den alten Freund meines Vaters, Dr. Schnars, den bekannten „Schwarzwaldfahrer“, dessen wir uns von Freiburg her entsinnen, in seinem nunmehrigen Wohnsitz Baden-Baden, mit ihm die Yburg oder sonst einen herrlichen Punkt der Umgebung berührend. Der mir gewogene Mann, von überaus freigeistlicher Denkart und feinschmeckerischem Hanseatengaumen, war in jungen Jahren mit einer Hamburgerin vermählt gewesen, von der er einen Sohn und mehrere Töchter hatte. Als seine Gattin ihm allzu tief ins Fahrwasser des Unächtertums geriet, verließ er sie und begab sich auf große Reisen. In Zeiten, wo es mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft war, durchstreifte er Ägypten nilhinauf bis Rubien. Dann lebte er jahrelang als Arzt in Neapel, fuhr gar in seinem eigenen Wagen vom südlichen Golf bis Hamburg und wieder heim. Um seinen Sohn dem allzu frommen Einflusse der Mutter zu entziehen, entführte er ihn unter gefährlichen Abenteuern aus dem Hamburger Staatsgebiet und ließ den begabten Jungen in Süddeutschland erziehen. Mit Vorliebe durchzog Schnars während seines italienischen Aufenthalts die von Raubgesindel wimmelnde Provinz Basilicata, worüber er ein lesenswertes Büchlein schrieb.

Nicht durch Schnars, der viel zu sehr von harmlos genußmenschlicher Denkweise war, sondern schon durch die zu Wertheim stark verbreitete Freigeisterei hatte ich mein ursprünglich zartreligiöses Wesen nicht nur völlig abgestreift, sondern war nach Art halbwüchsiger Jugend zu einem so leidenschaftlichen Freidenker geworden, daß ich mich förmlich zum Sendboten des Unglaubens berufen fühlte. Fast in jedem Gespräch suchte ich meinen Gesellschafter zum Bekenntnis eines David Strauß zu bekehren, dessen „Alter und neuer Glaube“, wohl das schwächste Werk jenes scharfsinnigen Denkers, es auch mir in unheimlicher Weise angetan hatte. Meine Eltern waren entsetzt über mich und verwünschten manchmal, mich nach Wertheim getan zu haben, weil sie mit Recht jenem Aufenthalt die Schuld an meiner gänzlichen Entchristlichung aufbürdeten, indem sie das viele Gute, das mir aus der Entfernung vom Elternhaus und aus dem „Essen des Brotes unter Fremden“ erwachsen war, fast übersahen. Ich machte

Befehrerreisen im entgegengesetzten Sinn eines Paulus; so wiederholt nach Gebweiler im Elsaß, wo ich meine Gastfreunde, die Familie des Obersts Bauer, und eine große Gesellschaft mit halboerbauten David Strauß-Broden freihielt, um sie auf die Seite des neuen Heiles herüberzuziehen. In langen, wallenden Locken saß der sonderbare Schwärmer auf einem Lehnstuhle, bald Gedichte vorlesend, bald die Anwesenden von der Albernheit ihrer verrotteten, morschgewordenen Anschauungen zu überzeugen suchend. Lange hat der starre Unglaube in mir vorgehalten, allmählich sich abklärend und durch Lebenserfahrungen sich läuternd, einem allerdings über einseitig bekenntnishafte Eingeschränktheit hinausgerückten, nicht in kindlicher Ergebung willenlos sich gefallenden, sondern gelegentlich mit dem Welterschöpfer sich unzufüg in den Haaren liegenden Gottesglauben Raum schaffend.

Dabei fällt mir eine starkgeistige, willenskräftige Dame ein, die mit einer Empfehlung von Kufmaul uns aufsuchte: die merkwürdige Gräfin Rostiz aus Meran, eine sehr betagte Frau mit großem, geiernasigem Gesicht. Sie war in erster Ehe mit dem Indieforscher und Weltreisenden Dr. Helfer verheiratet gewesen und hatte gar abenteuerliche Kreuz- und Querzüge in Asien gemacht. In der Küste Tenasserim waren sie von Wilden überfallen worden; sie nebst ihren braunen Begleitern konnten sich retten, aber der dem Boote nachschwimmende Gatte ward von einem vergifteten Pfeile getroffen und sank unter. Nun war sie allein, ihrem farbigen, unzuverlässigen Gefolge preisgegeben in der Wildnis; in Mannskleidern, die Milypferdpeitsche über dem Nacken der indischen Träger, die sie verlassen wollten, schwingend, zwang sie die Eingeschüchternen durch unvergleichliche, männliche Triebkraft, sie viele Tage lang in einer Sänfte durch den Urwald zu tragen, bis sie zu kulturbelegten Niederlassungen gelangt waren. Nach einem Sommeraufenthalt im Himalaja kehrte sie nach Europa zurück und vermählte sich mit einem Grafen Rostiz. Zum zweiten Male verwitwet, lebte sie in Tirol. Unlängst nach ihrem Tode — 1886 — war ich bei Oskar von Redwitz, dem Dichter der „Amaranth“, in Meran zu Gaste gewesen. Er sprach mir von dem schrecklichen Ende der Gräfin; sie fühlte, obwohl 84 Jahre alt, eine so zähe Lebenskraft, eine solche Lust zum Leben in sich, daß sie, als es zum Tode gehen sollte, ein übers andere Mal schrie: „Ich will, ich will nicht sterben!“ Furchtbar, sagte Redwitz, sei der Anblick dieser Frau nach ihrem Kampfe mit dem Sensenmann gewesen: nicht in friedlicher Ergebenheit, nein, wie ein verendetes, wildes Raubtier sei sie auf dem Totenbett gelegen . . .

Wohltollende Zuneigung schenkte meinen dichterischen Erstlingsversuchen die große Trauerspielkünstlerin Frau Johanna Lange. Die Erinnerung an den herrlichen Morgen auf dem Niesen hatte eine kleine Dichtung in freien Versmaßen gezeitigt, die mir die Meisterin der Vortragskunst mit ihrer wunderbaren Stimme ganz überwältigend zu Gehör brachte; erstmals hörte ich Verse von mir aus berufenem Künstlermunde. Frau Lange vereinigte zwei seltene Eigenschaften in sich: sie war eine große Schauspielerin und eine musterhafte Hausfrau, die überall in höchster Achtung stand. Wer sie als Antigone oder als Hermione im „Wintermärchen“ schauen durfte, wird meiner Behauptung beipflichten, daß er Edleres und Gewaltigeres auf der Bühne niemals wieder sah.

Häufig verkehrte ich im Hause des Schauspielers und Hoftheaterleiters Gustav zu Putlitz, dessen Märchendichtung „Was sich der Wald erzählt“ in jener harmloseren Zeit ein beliebtes Büchlein war. Mit den Söhnen der Familie war ich nahe befreundet. Dort war jeden Nachmittag bis zum Beginne des Theaters offenes Haus, sozusagen Tee für alle.

Es gehörte lange Jahre zum guten Ton der badischen Hauptstadt, „bei Putlitzens“ eingeführt zu sein; niemand von Bedeutung kam an den Fürstentisch der Jähringer, ohne hier vorzusprechen; Litz und Moltke gingen aus und ein. Putlitz war ein lebenswürdiger, wohlwollender Gemütsmensch, seine kluge Gemahlin vertrat den Verstand mit etwas norddeutscher Schärfe. Den Bühnenuntergebenen gegenüber waren sie wie Vater und Mutter; beide waren bei hoch und nieder beliebt, und ihr Wegzug ward als Verlust für die Stadt empfunden . . . Über dem Hause lag eine eigentümliche „Salonatmosphäre“; man fühlte: hier leben Leute, die „repräsentieren“ müssen. Da ich gar kein Salonmensch bin, war es mir behaglicher, wenn ich mit der Familie ganz allein sein konnte. Ich bedauere, den prächtigen Mann so selten allein gesprochen zu haben, ohne den Sternenschwarm des Salonplejadentums um ihn her. Aus allzu großer Bescheidenheit ließ er seine Stücke nur selten aufführen; es war klug und taktvoll von ihm. Ein Bühnenleiter hat so ziemlich den schwierigsten Posten im Staat inne. Er mag es machen, wie er will, nie wird er es den Leuten recht tun: bevorzugt er Klassisches, wird geschimpft, bringt er vorwiegend Modernes, wird geschimpft; bringt er Stücke von sich selbst, wird erst recht geschimpft; tut er dies nicht, wird sogar seine Zurückhaltung gescholten. Lieber Pfästerer in der Hölle als Bühnenleiter sein! Eduard Devrient, der nachträglich Vergötterte, dessen Bühnenleiterzeit als die eigentlich klassische Zeit der Karlsruher Hofbühne gilt, ist wesentlich seiner Chate-

spearesucht halber bei der Karlsruher Bürgerschaft gescheitert, die fürchtete, „mit Shakespeare zu Tode gefüttert zu werden“ . . .

Am Katholischen Kirchenplatz wohnte eine Großmutter von mir, die verwitwete Frau Hauptmann Arnold; sie hatte, frühe schon Witwe geworden, sechs Kinder in sehr kleinen Verhältnissen großgezogen, und alle waren vorzügliche Menschen in angesehenen Stellungen geworden. Gern erzählte sie, wie die Karlsruher in den 1830er Jahren in das längst eingegangene Bad Langenseibach zur Sommerfrische gefahren seien; dort sei in jenen einfachen Zeiten so großer Bettenmangel gewesen, daß ihre sechs Kinder nachts in herausgezogenen Kommodeschubladen untergebracht werden mußten. Dankbar denke ich der gemüthlich verplauderten Dämmerstunden im traulichen Zimmer der guten, alten Großmutter Arnold. Läuteten die Abendglocken der benachbarten Stephanskirche ins Gespräch, verstummte dieses sofort und hob erst wieder an, wenn die letzten Klänge feiervoll ausgeschwungen hatten. Die gute Alte hatte mir 1871, als ich ihr freudetrunken mein unreifes Begrüßungsgeheim an die badische Krieger brachte und, ohne den Verfasser zu verraten, siegesgewiß vorlas, ahnungslos eine vortreffliche Lehre erteilt, indem sie trocken ausrief: „Das ist ja gar nichts!“ Ich war wie mit Eiswasser begossen. Peinlich war es ihr, als ich meine Dichterschaft offenbarte. Später widmete sie meinen Erstlingen ein warmes Verständnis, und ich saß so häufig in ihrer Stube, daß zwischen ihr und ihrer Schwägerin, meiner guten Großmutter, zuweilen kleine Eifersüchteleien in altdamenhafter Art entstanden . . .

Im Sommer 1876 wurden die Schulen der ägyptischen Augenkrankheit wegen früher geschlossen als sonst, und ich durfte meine Mutter zum Brunnengebrauche nach Marienbad begleiten. Auf dem Wege dahin brachten wir einen Tag in Bayreuth zu, das in Erwartung großer Dinge — etliche Wochen nachher sollten die erstmaligen, von der ganzen Kunstwelt mit feberhafter Spannung erwarteten Darstellungen der „Nibelungen“ stattfinden — von Grund aus sein Feiergewand rüstete; es glich einer Bäderstadt, die durch frischen Anstrich der Läden und Gartenzäune sich auf den sommerlichen Empfang der Gäste würdig vorbereitet. Wagners Bild wurde in allen menschenmöglichen Formen und Farben feilgeboten; sogar als Uhrgehänge konnte man ihn haben: ein Gefäßchen in Barett und ärmellosen Radmantel. Wir besichtigten das Wagnertheater und ließen uns die für Nibelungenzauber unentbehrlichen Rheintöchterschwimmvorrichtungen, Siegfriedshöhlendracben und allen sonstigen Übers

raschungszubehör eingehend zeigen; ich schwamm in Rheingoldwonne und konnte die zuweilen etwas krausen, vertrackten Stabreimdichtungen in großen Teilen auswendig. Wagners Antlitz selbst zu sehen war uns nicht vergönnt. Am Gartentore des Hauses Wahnsfried erwiderte ein biederer Bayreuther Bürger auf unsere Nachfrage nach dem Meister: „Dort kommt sein Leibarzt, fragen Sie ihn!“ Also hatte Wagner gar einen „Leibarzt“! Ja, Klehl hat recht, wenn er schreibt: „Wagner hatte eine fürslich gefreite Stellung.“ Als Wagner seine letzte Reise nach Venedig unternahm, stand in den Zeitungen: „Gestern abend ist N. Wagner mit Gefolge nach Italien abgereist.“ Aber auch der „Leibarzt“ konnte nur ungenügend Auskunft erteilen, und wir mußten unverrichteter Dinge abziehen.

In den unvergleichlichen Wäldern von Marienbad wurden vier herrliche Wochen verlebt; die Erinnerung an jene Zeit ist mir darum besonders lieb, weil ich dort meine Mutter ungeteilt genießen konnte. Auf der Höhen-dörfer Höhe hatten wir einen tüchtigen Schrecken; Warnungstafeln an den Bäumen machten die Badegäste darauf aufmerksam, daß es nicht ungefährlich sei, das Waldtal von Marienbad zu verlassen. Aber der Morgen war so wonnig, die goldenwellende Kornflur so verlockend; wir ließen also trotzdem den parkartigen Talgrund hinter uns und schlenderten plaudernd vom Talrande zur Hochebene hinaus. Weither im Goldstimmer des Julimorgens blinkte ein einsames Haus, eine Art Lenascher Heideschenke, uns entgegen; dorthin wollten wir. Plötzlich tauchte wohl ein paar hundert Schritte vor uns im Kornfeld ein zigeunerhaftes Wesen auf, schirmte sich die Augen mit der Hand vor den blendenden Sonnenstrahlen und beobachtete uns unausgesetzt. Ich wies meine Mutter auf die seltsame Erscheinung hin. Unmittelbar darnach tauchten noch zwei ähnliche Gesellen auf, die sich in scharfen Umrissen vom blauen Sommermorgenshimmel abzackten und daselbe auffallende, unheimliche Verfahren bewerkstelligten. Ich riet zu schleuniger Umkehr, da wir nicht nur unbewaffnet waren, sondern meine Mutter als wertvolles Beutestück eine lange, goldene Uhrkette um den Hals geschlungen trug. Wir bogen um, nach dem entfernten Waldsaume zurückzukehren. Weit und breit alles still und menschenleer. Da, beim Umwenden des Kopfes, bemerkten wir mit Entsetzen, daß die drei abenteuerlichen Burschen mit Blitzesschnelle durch das Kornfeld auf uns zustürmten. Wir, nicht faul, gaben spornstreichs Fersengeld, und in toller Flucht ging's über Wegstauden und Feldsteine fliegend davon; nie habe ich die geliebte Mutter derart fliegen sehen und später oft behauptet, diese Gajellenleistung habe viel zum Erfolge der böhmischen

Entfettungskur beigetragen! In unmittelbarer Nähe des Waldsaumes gewahrten wir helle Strohüte eines Badegästeschwarmes und fühlten uns in Sicherheit. Unsere Verfolger hatten die kleine Ausflüglerkarawane gleichfalls erspäht, denn plötzlich waren die Kerls in das ungeheure Halmenmeer auf Nimmerwiedersehen hinabgetaucht . . .

• Auch Königswart, das Schloß des alten Metternich, mit seiner umfangreichen Sammlung wurde besichtigt: im wesentlichen ein Zusammenhängnis der Merkwürdigkeiten, die dem einstigen Staatskanzler Österreichs während seiner vierzigjährigen Staatsleitung aus der ganzen Welt als Geschenke zugeflossen sind. An einer Wand hing in Wagners Handschrift das „Albumblatt“, das der Meister bei seinem 1861er Lannhäuseraufenthalt zu Paris der jungen Fürstin Metternich, seiner leidenschaftlichen Verehrerin und Fürsprecherin am napoleonischen Hofe, gewidmet hatte . . .

Im Marienbade befand sich zum Kurgebrauche die Prinzessin Elisabeth von Baden, eine Base des Großherzogs Friedrich I., die wegen ihrer auffallenden Größe die „Palaisstange“ im Karlsruher Volksmund hieß. Meine Mutter in ihrer natürlichen, herzlichen Weise bot ihr am Brunnen einmal morgens einen landsmännisch-freundlichen „Guten Morgen“. Da kam sie aber schön an. Die auf ihre fürstliche Würde hochbedachte Dame schickte meiner Mutter ihre Kammerfrau — die drolligerweise zwerghaft klein war und neben ihrer riesendamenhaften Gebieterin stets wie ein sich abzappelndes Schoßhündchen einherstrampelte — und ließ sie bitten, sie nur durch Verbeugung, ohne Wortgruß, künftig begrüßen zu wollen! Arme Prinzessin, du wärst jetzt vielleicht froh, es begrüßte dich im goldenen Sonnenschein des Lebens eine Frau, wie meine Mutter eine war, mit einem herzlichen Wort von Menschenmunde, statt den Totenschlummer in trübseliger Fürstengruft schlafen zu müssen . . .

Den Heimweg nahmen wir über Nürnberg, dessen trauliche, deutsche Altertümlichkeit zum erstenmal überwältigend tiefen Eindruck auf mein jugendliches Herz ausübte. Vom Fenster hoch über der gelblichen Pegnitz sah ich mit Rührung den Vollmond aufgehen und das alte Stadtbild beleuchten. Der berühmte Essenwein, der Vorstand des Germanischen Museums, ein Jugendgespieler meiner Mutter, ward aufgesucht, und an ihm hatten wir einen vollendeten Führer zu allen Nürnberger Sehenswürdigkeiten. —

Nachdem ich im September 1876 mit dem Vater die Schlachtfelder in Elsaß-Lothringen bewandert hatte — an einem französischen, mit Trauer-

fäden und gelben Strohblumenkränzen reichgeschmückten Denkmale saß weinend eine schwarzgekleidete Gesellschaft von Herrn und Damen, die mich an die trauernden Juden an Babels Wassern gemahnten —, rief mich im Spätherbst eine schmerzliche Pflicht nach Adelsheim im Odenwald. Dort war unser treues, langjähriges Kindermädchen, das uns schon in Rastatt und Freiburg gedient hatte, gestorben, und ich mußte, mein Haus vertretend, ihr die letzte Ehre bezugen. Die verstorbene Christine hatte sich immer gewünscht, „an einem Sonntage begraben zu werden, weil da das ganze Heimatdorf mit dem Leichenzuge gehe“! Der kindlich-ländliche Wunsch sollte wirklich erfüllt werden. Auf der Fahrt nach Adelsheim begleitete mich der alte, gute Hausgeist aus meinem großelterlichen Heime: die treue Schaffnerin Marie Itte, die vier Menschenaltern meiner Sippe gedient, meinen Großvater Schmidt jahrelang bis zum Tode gepflegt, später meinem verwitweten Vater und mir hausgehalten und nach vierzigjähriger Ausdauer noch meiner kleinen Tochter Helmtraut den Brei gefocht hat! Als ich mit der seelenguten, völlig zur Hausstippe zählenden Dienerin, die ihre zwanzig Jahre mehr als ich auf dem Rücken trug, an stürmischem Oktoberabend in der „Linde“ zu Adelsheim vorsprach, bedauerte der Wirt lebhaft, daß er kein „Zimmer mit zwei Betten“ mehr habe. Ich setzte dem Menschenkenner auf sein schmeichelhaftes Anmuten auseinander, daß wir kein Hochzeitspärchen seien und uns mit getrennten Gemächern begnügten. Andern Morgens suchte ich den Geistlichen auf, um ihm ans Herz zu legen, daß er der hingebenden Treue der Entschlafenen im Dienste der Meinigen nachdrücklich gedenken möge. Als Ehrengast aus der Ferne schritt ich mit den nächsten Leidtragenden hinter dem Sarge her, hatte jedoch Mühe, den Ernst zu wahren, da die Bauernbuben mir um die Füße hüpfen und einander zuraunten: „Guck, e goldene Uhrkett' hat er!“ Auf dem ringstufigen Friedhofe war das ganze Dorf zur „schönen Leich“ versammelt. Trotz unfreundlich windiger Witterung meinte der Pfarrer es allzu gut: er hielt eine Gedekrede, die eine geschlagene Stunde währte und alle zwanzig Minuten wieder von vornen anhub. Als er, die Verdienste der Seligen herausstreichend, betonte, daß „ein Glied der ausgezeichneten Familie den weiten Weg aus der Residenz nicht gescheut habe, um die tote Dienerin zur letzten Ruhestätte zu geleiten“, da hoben sich alle rings auf die Zehenspitzen, um meiner ansichtig zu werden, und mit schmerzerfülltem Kopfneigen nickte ich der großen Versammlung nach allen Seiten zu, als wollte ich sagen: Ja, ich bin's, der Unglückselige! Darauf verführten die heulenden Weiber ein

herzerreißendes Geschrei am Rande des offenen Grabes und gebärdeten sich, als wollten sie mit Sekreißche, vergelstert, wie meine Landsleute zu sagen lieben, dem Sarg in die Tiefe nachstürzen. Nach der Landessttte dort schloß sich ein vergnüglicher Leichenschmaus an das Begräbnis an, wobei der Begrabenen, der eigentlichen Veranstalterin, in keiner Weise mehr gedacht ward, und ein biederer Grobschmied, mit wuchtigen Fäusten auf den Tisch hämmernd, eifrig mit mir über den drohenden Orientkrieg kannedießerte. — —

Im Sommer 1877 ward ich endlich, endlich in geseßtem Schüler- Greifenalter von 21 Jahren mit dem Zeugnis der Reise zur Hochschule entlassen. Wegen der altbekannten Unfähigkeit in Mathematik und Physik hatte ich in Unterprima nochmals nachsthen müssen. Nun war ich Schul- prügelnunge durch alle Klassen so durchgeseht, durchgeschmelzt und von allen Schladen geläutert worden, daß ich mich fast als Stufe reinsten Goldes fühlen konnte! Und, o göttliche Einfalt! Der Gymnasiumsleiter hatte noch allen Ernstes auf meinem Entlassungscheine höchstehendändig vermerkt: „Die Lehrerversammlung habe Bierodt wegen seiner guten Leistungen im Deutschen und in der Geschichte die Reise zugesprochen, hoffe aber, daß er die Lücken seines Wissens in mathematischen Fächern durch fleißige Privatarbeit künftighin ausfüllen werde!“ Kann man sich eine lächerlichere Schulmeister- torheit vorstellen? Diese Hoffnung verblendeter und vollendeter Ehren- bürger von Borneo habe ich gründlich zuschanden gemacht: ich habe nie wieder ein mathematisches Buch zur Hand genommen, da ich gottlob mein Leben mit schönerem und meinen Gaben angemessenerem auszu- füllen vermochte!

Wir Abgangsschüler veranstalteten in einer bescheidenen, lehrträngigen Durlacher Bierbrauerei das schlichte Abschiedsfest. An feierliche Festkneipe mit Musik und Prunkreden im Festhallsaal, oder gar die Lehrer zum Abend einzuladen, wie dies nachmals geschah, hätte niemand zu denken gewagt. Auch will mir scheinen, als ob die steifen, übertriebenen Um- stände im Verkehr junger Leute untereinander sich erst später entwickelt haben; ein wenig förmliches Tippen an die Mütze, ein flüchtiges „Prost“ genügte beim Begrüßen oder Auseinandergehen. Zuweilen sah ich nachher Schüler nach der Schule sich unter Büdclingen und ehr- erbietigem Hutabziehen voneinander verabschieden, als wären es schon abgezirkelte alte Kracher und spitzbäuchige Geheimräte; wo bleibt da die Jugend? . . .

Für die Mauleselfreizeit gewährte mir mein gütiger Vater, der stets auf allseitige Ausbildung seiner Kinder bedacht war, die Mittel zu einer größeren Reise. Ich beschloß, einen langgehegten Lieblingsgedanken auszuführen und nach England zu reisen, womöglich auch, durch die Gesänge Ossians altmodisch angeregt, Schottland heimzusuchen. Zum ersten Male genoß ich das selige Gefühl, daß hinter der Freizeit kein oder, langweiliger Schulmeisterbafel mehr winkte; zwar drohte dafür der geschwungene Feldwebelstock dem künftigen Einjährig-Freiwilligen: aber dieser schien mir damals im Vergleich zur Schulrute wie der Stab Moses, mit dem man Wasser aus dem Felsen schlagen konnte. Die jungen, geradgliedrigen Deutschen können sich wahrlich über zu wenig Würbe geriebenwerden nicht beklagen; sind sie durch alle Siebe glücklich hindurchgetrieben, dürfen sie es als göttliches Wunder verehren, wenn noch eine letzte, scharfartige Kante von erdwüchsiger Ursprünglichkeit an ihnen haftet. Eine große Zahl von Lehrern und Vorgesetzten dürstete förmlich danach, aus dem jugendlichen Nachwuchs ebenso fade, traurige Durchschnittler zu kneten, als sie selber sind. So ist es wenigstens zu meiner Zeit gewesen; hoffentlich hat sich inzwischen alles ins rosige Gegentheil verkehrt! —

Von glückseliger, schwellender, deutscher Wanderlust erfüllt, wie sie nur jemals ein germanischer Hochschüler, Handwerksbursch oder derlei fahrend Volk empfunden haben können, ging es über Mainz, wo ein herrlicher Tag bei meinem alten Jugendfreunde, dem Leutnant Hermann Sachs, verschwelgt ward, zu Schiff den Rhein hinunter nach Rotterdam. Am liebsten wäre ich zu Fuß gewandert und hätte jede Burg, jeden Fels, jede Kapelle frisch erklettert; aber dazu war das Ziel zu weit gesteckt. In Köln, wo der Dampfer zwei Stunden anlegte, war großes Kirchenfest, Menschentreiben in allen Straßen und festliche Beslagung; mit heiligem Schauer betrat ich den andachtstimmenden Dom mit seinen wunderfarbigen Fenstern, der seiner baldigen Vollendung entgegenreifte. Nachts wurde notdürftig in der Kajüte des Rheinschiffes gelagert.

Bei Emmerich stieg ich mit Tagesanbruch auf Deck — eben ging die Sonne auf, und die Stadt lag im Morgenglanze prächtig da. O glückliche, mich heute noch überwältigende Erinnerung! Wie frisch, wie unberührt erschien mir alles, die schöne Welt ringsum und ich freies, ungebundenes Menschenkind mit offenem Herzen und wachen Augen mitten drin, besseelt von überschwenglich überschäumendem Nelsewonnegefühl!

Im selben Augenblicke sprach mich ein kleiner, dicker, freundlicher, vertrauenerweckender Herr an; nach wenig einleitenden Worten hatten wir

uns als alte Bekannte erkannt: es war der katholische Pfarrer Murad aus Wertheim! Nun war beiderseits Jubel über das Finden eines Landsmannes in der Wynheer-Umgebung. Der Geistliche hatte einen hellgrauen Mantel angelegt, um nicht auf Schritt und Tritt als katholischer Priester erkannt zu werden. Seelenvergnügt schmauseten wir auf Deck zusammen und schauten in die einförmige, stillfriedliche, niederländische Landschaft mit Kanälen, peinlich sauberen Ortschaften und fettgrünem Weideland, worauf Viehherden grasten und Windmühlen schlegelten, die riesigen Heuhupfern glichen. Der Herr Pfarrer wollte gleichfalls nach England zum Besuch eines Bruders. Liebenswürdig entschloß er sich einen Tag zuzugeben und in Rotterdam mit mir zu verbringen. An den mastenreichen Grachten schlenderten wir in ausgelassener Lustigkeit entlang; Murad sprühte von Wit und Laune; ein angenehmerer Reisegefährte ließ sich nicht erdenken. Die Hasenbilder mit den vielen Schiffen, deren Takelwerk sich negartig vom rot glühenden Abendhimmel abhob, weckten mir alte wehmütige Robinson-Crusoe-Erinnerungen der Knabenzeit. Andern Morgens las der Herr Pfarrer in einer benachbarten Kirche die gewohnte vorgeschriebene Frühmesse; dann trennten sich unsere Reisewege... Ich strebte der niederländischen Hochschule Utrecht zu, deren Stadthaus wertvolle Andenken an den hier geschlossenen Frieden birgt. Amsterdam — dessen Name der süddeutschen Jugend zuerst aus Hebels „Rannitverstan“ vertraut wird — machte mit Hafenanlagen und Ostindienfahrern gewaltigen Eindruck auf mich. Börse, Palast, See-Rüsthaus, Diamantschleifereien, das Reichsmuseum mit unvergleichlichen Schätzen niederländischer Malerei wurden bewundernd besucht, auch der reichhaltige Tiergarten mit riesenhaften sich auf dem Sande wälzenden Nilpferden, mit prustenden und brüllenden Seelöwen und Walrossen nicht vergessen... Im Haag entzückte mich die wundervolle Sammlung der de Potters und Rembrandts und zu Scheveningen ward mir zum ersten Male der Anblick des Meeres vergönnt. Trotz regendrohenden, wolkenverhangenen Himmels warf ich die Kleider ab und stürzte mich in das stählende Salzbad; kann ich doch kein Badewasser sehen, ohne mich in uranfängerischer Freude plätschernd darin zu tummeln. Vom eiskalten Dal-Elf im schwedischen Dalekarlien bis zum lauen afrikanischen Meer an Siziliens Südküste habe ich so ziemlich von allen Gewässern mir den Leib umspülen lassen...

In Antwerpen schiffte ich mich auf dem „Earl of Aberdeen“ nach London ein. Von Mittag bis Sonnenuntergang fuhr man sachte gewiegt auf der zuletzt meerbreiten Schelde. Als wir bei Blissingen in die offene Nord-

see kamen, hob sich heftiger Seewind; fürchterliches Geschäufel ging los. Fast alles wurde seekrank, ich nicht zum letzten. In die Kajüte vermochte ich nicht zu gehen, auf Verdeck konnte ich es des niederflatschenden Regens halber nicht aushalten: so mußte ich die schreckliche Nacht unter der Zugangstüre zur Kajüte halb stehend, halb kauern zubringen, mich mit beiden Händen krampfhaft festklammernd, um nicht die Treppe hinabzustürzen. Die Wellen schlugen derart über Bord, daß häufig der Mund vom Meerwasser bespritzt wurde. Lang und dumpf dröhnend rollte der Donner die ganze Nacht hindurch schauerlich über den Armelfanal. So hing ich bis zum grauenenden, mit Jubel begrüßten Morgen wie angewachsen am Stieggeländer, alle Viertelstündchen mich auf das Deck hinaus erbrechend, was mir Erleichterung schaffte, schließlich bei allem Weh sogar fast Spaß machte. So stark sind Jugend und unausrottbare Reiselust! Erst beim Einbiegen in die Themse fühlte ich mich wieder Mensch.

Mit sechsständiger Verspätung — so lange hatte das Nachtgewitter uns hin und her geworfen — landeten wir im Herzen der Weltstadt: am Tower! Als bald suchte ich meinen Vetter Wilhelm Arnold, den jüngsten Sohn meiner Großmutter vom Katholischen Kirchplatz in Karlsruhe, in seinem Geschäft auf, begab mich nach seinem im Lee Park gelegenen Landhause, wo ich in herzlichster Gastfreundschaft von seiner jungen, heitern Frau reizend empfangen wurde. Ausgehungert und erschöpft war ich, wie kaum je zuvor, und zwei Tage lang meinte ich, Haus und Zimmer drehten sich im Kreis um mich; nur das Anschauen der Bäume gab mir erst zuversichtliches Bewußtsein, auf festgegründeter Erde zu stehen. Was das ober- und unterirdische London an Sehenswürdigkeiten enthält, von den hellenischen Parthenonfriesen des Britischen Museums bis zu den Verbrecherzellen im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud, von den Krondiamanten im Tower bis zu den Feuerwerken im Garten des Kristallpalastes zu Sydenham, ließ ich zauberhaft auf mich wirken. Jeder Tag ward überreich ausgenützt und der Abend, der als süßer Lohn auf die Arbeit des Schauens und Empfangens winkte, ward in munterem, von Scherzen gewürztem Gespräche bis tief in die Nacht hinein gelehnt.

Nach unvergeßlichen Tagen in der überwältigenden Stadt fauste ich mit dem „Fliegenden Holländer“ — so hieß der Eilzug — nach Edinburg; stellenweise fauchte die Maschine qualvoll durch Überschwemmungswogen, zischend und brausend mähten die Räder in den Fluten sich ab. Unter Regengüssen fuhr ich in der schönheitberühmten Stadt ein. Das unheimlich finstere Schloß Holyrood mit seinen bluttriefenden Erinnerungen gab

düstere Bilder aus der alten Königsgeschichte der Schotten. Vom zweiten Morgen an lachte die Sonne beständig über Robert Burns' regenberühmtem Heimatlande. Über das greuliche, rauchgeschwärzte Glasgow ging es durch den lieblichen Erinankanal hinaus auf den Atlantischen Ozean. Eine Musikbande spielte Weisen aus dem „Freischütz“ auf Deck; einer der Musiker war ein vom Schicksal nach Schottland verschlagener Pfälzer. Abends landeten wir in Dban, einem an reizender Meerbucht liegenden ausflugbeliebten Fischerstädtchen. Unterwegs lernte ich die Familie eines Reverends Lumsden aus Maidenhead bei London kennen; da die herzenguten Leute mich immer allein sahen, luden sie mich in den Gasthöfen ein, auf ihrem Zimmer mit ihnen zu speisen. Die Engländer sind in ihrem eigenen Lande von großer gastlicher Entgegenkommenheit und durchaus keine solchen Zerrbilder, wie man sie sich oftmals, vielleicht aus Lustspielen her, auf dem Festlande vorstellt. Die ganze Schiffsgesellschaft vollführte acht Tage lang die vorgeschriebene Reise zusammen; ein Abirren rechts oder links vom Wege wäre völlig unmöglich gewesen, da man sofort in der Wildnis einsam hätte zurückbleiben müssen. Da in den kleinen Gasthäusern Raummangel war, mußte ich mehrfach mit dem jungen Lumsden, einem netten, mir gleichaltrigen Jüngling, das Schlafzimmer teilen; niemals bestieg der jugendliche Brite sein Lager, ohne davor niederzuknien, den Kopf tief unter die Bettdecke zu stecken und ein langes, langes Gebet zu verrichten ... Ein biederer alter Gentleman kam nach jeder Mahlzeit zu mir und hub, um mir etwas Freundliches zu sagen, mit breitgedüffeltem Munde feierlich an: „Aben Sie sich uohl aufgeessen?“ Es waren die einzigen deutschen Worte, die er kannte und womit er sagen wollte: Wünsche wohl gespeist zu haben ...

Von Dban unternahmen wir den wundervollen Ausflug nach den Hebrideninseln Jona und Staffa. Auf dem einsamen Eiland Jona liegt noch eine Bischofskirche des 12. Jahrhunderts in Trümmern, umringt von altherwürdigen Königs- und Heiligengräbern. Auf Staffa gondelten wir im Ruderboote bis an die hinterste Felswand der Fingalshöhle; in atemloser Stille hörten wir es oben in den Basaltsäulen von langsam fallenden Wassertropfen rauschen, als werde von fern eine Orgel gespielt ... Durch romantische Felsstäler, vorüber an schwermütigen Seen, vom Geiste Walter Scotts umhaucht, fuhren wir auf dem Kaledonischen Kanal, nächtigten zu Füßen des Ben Nevis, des höchsten schottischen Bergtulms, gelangten wanderstolz nach Inverness, überall Bergschotten in ihren malerischen Trachten beegend. Hier wurde der „englische Sonntag“ so überstreng

gefeiert, daß selbst das Spaziergehen zur Kirchenzeit für Sünde galt! Man warnte mich: es könnten mir sonst aus den Fenstern Schimpfworte nachgerufen werden. Das heiß' ich mir: ein edles Christentum! Da ich nach der langen Schifffahrt unbezwingliche Sehnsucht fühlte, mir Bewegung zu schaffen, sann ich auf Kriegslist. Ich trug geflissentlich ein großes Gebetsbuch in der Hand vor mir her wie zur Schau, ließ das goldgepreßte Kreuz darauf im Morgensonnenschein jedem schottischen Auge vertrauenein: stößend entgegenblitzen und hatte, unbeschimpft bleibend, als Scheinkirchengänger meinen Zweck erreicht. Früher ruhte sogar jeglicher Eisenbahnverkehr an Sonntagen in Schottland; seit kurzer Zeit erst gingen etliche Züge. Daß ich an einem Sonntagabend von Inverness abreiste, hat mich als offenbaren Kezer so ziemlich die Freundschaft meiner Reverendfamilie gekostet.

Nach abermaligen genußvollen Tagen in London ward der Heimweg über Belgien angetreten. In Gent und Brügge wurden die Belfriede bestiegen und von Brüssel aus das Schlachtfeld von Waterloo durchstreift. Nichts in der belgischen Hauptstadt vermochte mich damals mehr zu begeistern als das — Musée Wiertz! Die schrullig wunderlichen Werke dieses abenteuerlich verstiegenen Malers, diese gemalten Gedankenbegriffe, wie „Napoleon in der Unterwelt“ oder „Die letzte Kanone“ schienen mir das Erhabenste der Kunst des Pinsels. Genau zehn Jahre später (1887), geläutert und geklärt durch zahlreiche Reisen in Italien, kam ich wieder nach Brüssel, sah abermals diese Bilder, und da faßte mich ein wahrer Ekel vor dieser aftererschöpferischen, mätzchenhaft schauspielerischen, widerlich aufsehenhaschenden Blutwurstmalerei; so ändert sich der Geschmack in einem Jahrzehnte der Klärung ... Mit Schauern der Ehrfurcht betrat ich zu Aachen den Dom Karls des Großen und den Kaisersaal mit Nethels herrlichen Fresken ... In Bensberg bei Köln mußte ich meinen Bruder Alfred trösten, der wenige Wochen zuvor auf seinen dringlichen Wunsch in das dortige Kadettenhaus gesteckt worden war und vor Heimweh sterben zu müssen glaubte ... Ein hinreißender Sonnenuntergang auf dem Draufensfels, ein lustigerritt auf munterem Pferdchen zur malerischen Abtei Heisterbach im Siebengebirge, zuletzt eine zauberische Fahrt nach dem friedlichen, wassergespiegelten Kloster Laach an seinem schwermütigen Kratersee in der Eifel trönten meine „erste Weltfahrt“. Ich habe sie mit diesem etwas anspruchsvollen Namen so getauft, weil sie in meinem jugendlichen Leben einen Markstein bedeutete; da ich zum ersten Male mich als eigener Herr über meine Entschliefungen fühlen durfte, vor allem der Plan zur Reise

völlig selbstherrlich aus meiner Seele herausgewachsen war. Auch auf mein dichterisches Schaffen wirkte die Wanderung fruchtbar und reifend. —

Karlsruhe fand ich nach meiner Rückkehr wieder einmal in festlicher Erwartung. Die 1870er und 80er Jahre waren für die badische Hauptstadt Jahre, in denen sich fast unablässig Feste, wie Blumengewinde, aneinander schlängeln. Der Oberbürgermeister Lauter war ein wahrer Großmensch in der Aufmachung festlicher Veranstaltungen; ihn leitete dabei der höhere, staatskluge Gedanke, durch das häufige Zufließen der Bevölkerung des Gesamtlandes in die Hauptstadt das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den zersplitterten, künstlich und nagelstuhartig aneinandergeschweißten Stämmen, die Baden bilden, zu kräftigen. Diesmal war es allerdings nicht ein Fest von rein städtischem Gepräge: die großen Kaiserherbstübungen sollten demnächst stattfinden. Alles rüstete sich zur Aufnahme von Einlagerung. Im Stadtrate, dem mein Vater seit 1875 angehörte, war ihm nahegelegt worden, einen hohen Offizier aufzunehmen, und so war meinen Eltern als Herbstübungsgast eine gewaltig ragende Persönlichkeit, der Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel, der ruhmgekrönte Feldherr von 1866 und 1870, der spätere kaiserliche Statthalter von Elsaß-Lothringen, zugeteilt worden.

Ein glänzender Rokokoaal, den meine Eltern für große Geselligkeit hatten anbauen lassen, sowie dessen anstoßende Gemächer waren dem hohen Herrn vorbehalten und mit allen erdenklichen Aufmerksamkeiten und Einrichtungen für sein Behagen ausgestattet worden. Am spätem Nachmittage traf Manteuffel ein, von der ganzen Familie feierlich empfangen und in seine Wohnräume geleitet. Da wollte das Mißgeschick, daß soeben eine Maus über ein rotes Damastruhebett hinweghuschte, während sonst niemals derlei Ungeziefer unser Haus heimsuchte. „D, da haben Sie ja ein zahmes Vögelchen“, meinte der gewaltige Gebieter der Feldheere irrthümlicherweise. Meine Mutter war entsetzt über das verwegene, so gar nicht ehrerbietige kleine Tier und klärte seinen Irrtum in der ihr eigenen bezaubernden Weise zu seinem Vergnügen auf ...

Nun begannen bewegte Tage, die das ganze Hauswesen auf den Kopf stellten. Prinzen, Offiziere, Meldereiter stürmten von früh bis spät aus und ein; sogar Moltke sprach einmal besuchmachend vor. Ein Sohn des Feldmarschalls war seinem Vater als Begleitoffizier beigegeben. Manteuffel äußerte mir den Wunsch, etwas zum Lesen haben zu wollen; natürlich hatte ich ihm mit Stolz und Freude die noch bescheidenen Schätze meines Büchereileins zur Verfügung gestellt. Der romantische Junker hat

bezeichnenderweise um das Werk eines junckerlichen Romantikers — um Fouqués „Undine“! Waren Feldmarschall, Begleitoffizier und Feldjäger auf das Übungsgelände mit dem kaiserlichen Stabe hinausgefahren, trieb mich zuweilen die Wissbegier in das „Marshallszimmer“, wie Manteuffels Schlafgemach von jener Zeit an für den Hausgebrauch getauft wurde. Auf seinem Nachttische lag ein vom Gebrauche ziemlich zerlesenes Gebetbuch mit eigenhändiger Widmung der Kaiserin Augusta, seiner langjährigen Freundin und Gönnerin; beide haben sich wohl in der gemeinsamen Abneigung gegen Bismarck zusammengefunden. Der Boden des Schreibzimmers war förmlich übersät mit halbzerfetzten, weggeworfenen Briefumschlägen, von denen manche das kaiserliche Siegel sowie die Handschrift Wilhelms I. und des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich, wiesen und von mir als wertvolle Heiligtümer sorgfältig gesammelt und aufgehoben wurden. In den Abenden, an denen Manteuffel nicht zu Hofe befohlen war, nahm er auf seine besondere, liebenswürdige Bitte teil an unserem Familienteetische.

Unvergessen sind mir seine Erzählungen, die er offen und freimütig zum besten gab, indes seine prachtvollen Augen unter weißbuschigen Brauen vorblitzten, wie zwei Sonnen durch winterlich bereiftes Waldgestrüppe. Der sehr sprachgewandte Mann war bekanntlich der besondere Lieb- und Günstling des Zaren Alexander II.; wenn zwischen Berlin und Petersburg etwas nicht ganz klappte, fuhr er alsbald an die Neva, um es wieder ins rechte Gleis einzurenken ... Mit warmer Verehrung sprach Manteuffel von dem in jenem selben Monat September (1877) verstorbenen französischen Staatsmann Thiers, mit dem er in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich oft zu tun gehabt hatte. In frühem, noch dämmerigem Wintermorgen habe Thiers ihn bisweilen zu Spaziergängen in den Versailler Park abgeholt, auf denen viel wichtiges verhandelt worden sei; niemals habe Thiers etwas Schriftliches von sich gegeben, er habe stets selbstüberzeugt gesagt: „Mein Wort genügt.“ Und so war es auch. Thiers sei durch und durch ein Ehrenmann gewesen, dessen mündliches Versprechen die bindende Gewalt eines schriftlichen Vertrages völlig ersetzt habe.

Nach Ablauf der Kaiserherbstübungen war der Generalfeldmarschall, der sich unpäßlich fühlte, noch einige Tage als Genesender bei uns geblieben. Dann, auf seinen Stoß gestützt, am Arme seines Leibjägers, stieg er eines Abends mit wuchtigem Schritte die Treppe herunter und nahm Abschied. Manteuffel hat in edler Weise meinen Eltern zeitlebens freundschaftliche

Dankbarkeit für die ihm erwiesene Gastfreundschaft bewahrt, ihnen ein prächtiges Bild von sich zum Andenken gesendet und später, als er zu Straßburg als Statthalter Hof hielt, wiederholt uns alle zu sich geladen. Man fühlte sich in seiner Gegenwart in keinerlei Weise bedrückt oder befangen, weil er ein zu großartig denkender Mensch war, dem man sich selber menschlich geben konnte.

Froh war ich aber immerhin, daß ich dem Gewaltigen noch in bürgerlicher Kleidung gegenüber treten konnte; wenige Tage nach seiner Abreise mußte ich den bunten Rock mit den schwarz-weißen Achselschnüren des Einjährig-Freiwilligen anlegen, und dann wäre der Verkehr nicht mehr so harmlos und menschlich-ungezwungen ausgefallen, denn einem Generalfeldmarschall gegenüber spielt ein Einjährig-Freiwilliger kaum die Rolle einer Feldwanze, hinantriehend auf dem Riesenstandbildschenkel des Kolosses von Rhodos.